

Eine neue Hepburn — Stefanie Powers

Es gab einmal eine Zeit, wo die Ufa so etwas wie „Filmtage des Lukull“ veranstaltete. Sie nahm ein Erstaufführungskino und servierte den Presseleuten gleich drei vollbusige Filme am Tage, den ersten um zehn, den zweiten um zwölf und den dritten um fünfzehn Uhr. Zwischendurch gab es hochgetürmte kalte Platten, Steinhäger und Bier. Man wurde mit dem jeweils besten aus der Jahresproduktion bedient und fühlte sich gegen Abend so richtig verfilmt, ja durchgedreht. Nach dem Kriege wollte die Ufa die Tradition wieder aufnehmen, leider mit Filmen von der wieder aufgetauchten alten Regisseurgarde — was dabei herauskam, weiß man: der Bankrott. Heute sind sie alle dahin, die Hansa, die Allianz, die Real und wie sie alle heißen. Vorher scheffelte der am falschen Ende hilfreiche Staat noch Millionen Bürgschafts- und Prämienfelder in die für die warnende Kritik längst schon sichtbare Konkursmasse: die Produzenten nahmen sie gern; ihre Firmen sind tot, sie selbst saniert.

Jetzt schreiben wir 1963. Festliche Premieren deutscher Filme sind selten geworden. Die Zeiten sind vorbei, wo Hans Albers dafür, daß er sich in eigener Sache zeigte, 3000 Mark bekam, vorbei auch die lukullischen Filmtage. Geblieben sind hingegen die Erstveranstaltungen ausländischer Filmfirmen. Da rief man zu großem Bahnhof für „Porgy und Bess“ nach München, für den „Nürnberger Prozeß“ nach Berlin, für Disneys „Beethoven“ (!) nach Wien. Und soeben die Columbia für ihren Film „Männer, die das Leben lieben“ nach Köln. Diese Gesellschaft hat mit dem Brauch, höchstbezahlte Stars in langjährigen Verträgen zu halten mit dem Risiko, keine geeigneten Rollen für sie zu finden, gebrochen. Stattdessen geht sie jetzt den gesunden Weg, alle vier Jahre einen neuen, jungen Star „aufzubauen“. Der letzte war Kim Nowak. Das investierte Kapital hat sich gelohnt. Die gleiche Zuversicht hat man in bezug auf das temperamentvolle Persönchen Stefanie Powers, mit der ich mich im Kölner Domhotel, angenehm überrascht, in einen Dialog verstrickt sah, der nur mit Gewalt zu trennen war. Stefanie, blauschwarzen Haares, vorstellbar im schwarzen Tanztrikot, gelenkigen Gliederbaus und Geistes, hatte nichts zu verbergen. Man kann leicht

behaupten, etwas von Philosophie zu verstehen; dieses Mädchen, in Hollywood geboren, doch polnischer Abstammung, stapfte mit so anmutigen wie bewußten Schritten durch die fernöstlichen Religionen, daß es eine Freude war. Tanzen hat sie früh gelernt und Yoga hinzugefügt, bevor sie in den „letzten Zug“, ihren ersten Film, einstieg. Ihr Typ: eine verjüngte, etwas hektische Audrey Hepburn, doch wirkt vieles bei der „im Aufbau befindlichen“ Stefanie bereits ganz persönlich.

Ihre Mutter sitzt am Nebentisch. Sie ist kastanienbraun, hieß einst Paul und reist mit (von hier nach Wien, Paris, Madrid und Lissabon). Sie ist die Managerin ihrer Tochter. Da muß man sich doch gleich einmal den Film ansehen, in dem Stefanie wirkt.

Die Fabel erzählt man am besten nicht. Mehr sagt das Milieu aus, mehr die Atmosphäre. Es ist ein unruhiges Leben, das die Medizinstudenten führen, bevor sie einen Posten bekommen können. Der Film, von David Swift nach dem Roman „Die Hilfsärzte“ mit Schwung und Genauigkeit gedreht, schildert das Schicksal ehrgeiziger Bewerber, die in ihrem Charakter entwickelt und packend verkörpert werden. Der Film beweist glänzend die Unnotwendigkeit überbezahlter und hochgekitzelter Stars. In der Turbulenz des Geschehens wartet man lange auf das Erscheinen Stefanies, dann aber entdeckt man sie als eine Gebärende und staunt über die physische und seelische Ausdruckskraft ihres fragilen Körpers. Man hätte viele der Darsteller mit auf die Reise um die Welt nehmen können, aber man wählte zu recht Stefanie.

Dies gesagt, wird der Kinogänger sich wundern — der Film wurde ausgezeichnet synchronisiert und erscheint bald in Deutschland — ihn unter dem abwegigen Titel „Männer, die das Leben lieben“ starten zu sehen. Dieser Titel verspricht so etwas wie die Dolce Vita der Manager. Natürlich lieben auch diese jungen Ärzte das Leben, aber der Akzent liegt beim Skalpell, beim Leiden der Kreatur. Die Herren vom Verleih, befragt, weshalb der deutsche Titel so ins Auge gehen muß, sagen: „Arztfilme gehen nicht mehr, und da haben wir denn...“ Hoffentlich war die Columbia nicht zu schlau...

Hans Schaarwächter